

Gregory Baum / Norbert Mette

Spuren von Gnade in einer gnadenlosen Welt

**Konkrete Taten der Nächstenliebe
und Solidarität gewinnen
angesichts bedrohlicher weltweiter
Entwicklungen an sakramentaler Kraft.
Sie zu deuten, zu ermutigen
und aus ihnen zu lernen,
ist Aufgabe einer Theologie,
die an der Zeit ist.**

● Im Folgenden wird ein Gespräch dokumentiert, in dem Gregory Baum, Prof. em. für Sozialethik an der McGill-Universität in Montréal (Kanada), und Norbert Mette, Redaktionsmitglied von DIAKONIA, theologische und pastorale Perspektiven zum Schwerpunktthema dieses Heftes (Welt im Umbruch – wohin?) entwickeln und erörtern. Das Gespräch fand Ende Oktober 2003 in Münster statt.

Zeichen der Zeit

● NORBERT METTE: Vor vierzig Jahren hat der damalige Papst Johannes XXIII. in der Enzyklika »Pacem in Terris« den Begriff »Zeichen der Zeit« in die katholische Sozialverkündigung und -ethik eingeführt. Das Zweite Vatikanische Konzil hat ihn dann bekanntlich in der Pastoral- konstitution aufgegriffen.

GREGORY BAUM: Das damit Gemeinte lässt sich wie folgt formulieren: Man kann nicht über Jesus sprechen, ohne die Dinge wahrzunehmen, die sich um uns herum in der Welt ereignen. Die Schrift ist von diesen Ereignissen her neu zu lesen, die Tradition neu zu deuten. Die »Zeichen der Zeit« wahr und ernst zu nehmen, heißt, Theologie und Verkündigung zu kontextualisieren.

NORBERT METTE: Wenn wir noch einmal an Johannes XXIII. erinnern, so hat er unter den »Zeichen der Zeit« drei Aufbrüche mit einer epochalen Bedeutung – Bewegungen also, die etwas Neues in die Welt hineinbringen und sie nachhaltig verändern – aufgeführt: den wirtschaftlich-sozialen Aufstieg der Arbeiterklasse, die Bewusstwerdung und das Geltendmachen der Menschenwürde unter den Frauen sowie die Emanzipation der kolonialisierten Völker und Nationen. In diesen Bewegungen erkannte der Papst bisher von der Kirche so nicht gesehene Impulse des Evangeliums wieder, und er verband mit ihnen die Hoffnung, sie würden der Menschheit zu mehr Freiheit, zu mehr Gerechtigkeit und zu mehr Frieden verhelfen.

GREGORY BAUM: Zu ergänzen ist, dass damals von der Kirche auch negative Zeitzeichen ausdrücklich erwähnt wurden, so allen voran in der

Konzilserklärung »Nostra aetate« die schreckliche Erfahrung des Holocaust. Die Kirche hat ihre Verstrickungen in die Entwicklung, die dazu geführt haben, reumütig eingestanden und ihren Willen zu einem radikalen Umdenken ihrer Beziehung zum Judentum bekundet. Von heute her gesehen muss man würdigen, dass dies wahrhaftig zu einem tief greifenden kirchengeschichtlichen Einschnitt geworden ist.

NORBERT METTE: Aber mit Blick auf die damalige Hoffnung auf mehr Freiheit usw. müssen wir heute desillusioniert feststellen, dass sie sich

»Hoffnung auf mehr Freiheit – heute desillusioniert«

nicht erfüllt hat. An die Stelle des Zukunftsoptimismus ist weithin Pessimismus getreten, an die Stelle einer erwartungsvollen Haltung trat eine, die Unheil benennt und voraussieht.

GREGORY BAUM: In der Tat erleben wir seit einiger Zeit den Zusammenbruch des sozialdemokratischen Traumes, den wir in den 60er- und 70er-Jahren gehabt haben, der Vision, dass es der Menschheit wirklich gelingen wird, Armut und Ungerechtigkeit zu überwinden. Das Vaticanum hat die Sozialdemokratie zwar nicht genannt,

»eine radikal veränderte historische Phase«

aber diese Ideale ausdrücklich unterstützt. Wir waren der festen Überzeugung, dass die Verwirklichung dieses Traumes möglich sein würde.

Nüchtern müssen wir feststellen, dass diese Träume nicht Wirklichkeit geworden sind. Wir leben in einer völlig anderen Welt. Für mich war bereits der erste Golfkrieg ein Symptom für diese Zäsur. Die Friedensbewegungen waren plötzlich beiseite geschoben, die Außenpolitik der

USA war völlig kolonialistisch ausgerichtet. Wir haben es seitdem mit einer radikal veränderten historischen Phase zu tun.

Sorgen und Ängste

● NORBERT METTE: Was vielen Menschen bei uns Sorgen und Ängste bereitet, sind die wirtschaftliche Stagnation, damit verbunden die immer weiter zunehmende Arbeitslosigkeit, die so genannte Reformierung – andere sagen: der Abbau – des Sozialstaates mit Auswirkungen besonders in der Finanzierung der Renten und des Gesundheitssystems. Bei all dem ist man so sehr in den Problemen, die einen unmittelbar betreffen, befangen, dass der Blick darüber hinaus – in andere Teile der Welt, in denen die Verhältnisse viel schrecklicher und bedrohlicher sind – so gut wie zum Erliegen gekommen ist.

GREGORY BAUM: In Kanada ist die Situation ähnlich – anders als in den USA, wo es einen vergleichbaren Sozialstaat nie gegeben hat. Mit den

»Gefühl der Ohnmacht«

Sorgen der Menschen geht bei vielen ein Misstrauen gegenüber der Regierung einher. Man meint, dass die Regierung die Bevölkerung nicht mehr stützen könne und würde, dass sie vielmehr abhängig sei von den Entscheidungen der großen Wirtschaftskonzerne, denen gegenüber die Politik machtlos sei. Entsprechend fühlt sich ein Großteil der Bevölkerung machtlos, weil die Bürger und Bürgerinnen sich sagen, dass ein Druck gegenüber der Politik sowieso nichts nütze, weil die Entscheidungen ganz woanders getroffen würden.

NORBERT METTE: Dieses Gefühl der Ohnmacht sehe ich auch bei uns stark verbreitet. Immer mehr Menschen bekunden – und ich emp-

finde ähnlich –, dass sie politisch heimatlos geworden seien, dass sie nicht wüssten, welche Partei sie überhaupt noch wählen könnten und sollten. Dahinter steckt der Eindruck, dass Geschichte von ganz woanders her und nicht von der Politik gesteuert würden. Was kann man angesichts dessen, so fragen sich die »normalen« Bürger und Bürgerinnen, überhaupt noch ausrichten? In der Tat, was können sie, was können wir ausrichten?

GREGORY BAUM: Man kann das noch verstärken: Selbst diejenigen, die bewusst die Probleme der Gegenwart wahrzunehmen versuchen, sie analysieren und dabei auch die globalen Zusammenhänge sehen und berücksichtigen, sehen nur schwerlich Lösungen. Sie nehmen die global gewordene Situation wahr, sie leiden mit den davon noch stärker nachteilig betroffenen Menschen mit. Aber was zu tun ist, wissen sie nicht. Hoffnung ist am ehesten noch in den alternativen Bewegungen anzutreffen, die sich wenigstens für kleine Verbesserungen in partiellen Bereichen engagieren.

NORBERT METTE: Vielleicht sollten wir noch einmal versuchen, angesichts der aktuellen Weltlage zu differenzieren: Da sind einerseits Prozesse in Gang, die, wenn sie so weiter ablaufen

»ich-taktisches Bewusstsein«

wie bisher, aller Voraussicht nach in die Katastrophe münden dürften, weil sie schlicht und einfach destruktiv sind. Und andererseits gibt es Ansätze, die sich dem entgegenstemmen, die es nicht zum tödlichen Ausgang von allem kommen lassen wollen.

Um mit einer Tendenz zu beginnen, die mich stark beschäftigt: der Erosion zumindest der herkömmlichen Formen von Solidarität. Es wird zwar behauptet, solidarisches Denken und Tun gingen nicht zurück, sondern würden sich

verändern – etwa in der Weise, dass die Leute Wert darauf legten, auch selbst etwas davon zu haben, wenn sie sich für etwas einsetzen, statt altruistisch völlig von sich abzusehen. Das mag stimmen. Aber ich sehe viel massiver ein Sich-Ausbreiten von sozialdarwinistischen Einstellungen und Verhaltensweisen und damit verbunden die Tatsache, dass das sogar offen legitimiert wird nach dem Muster: Ich bin eben nicht der Hüter meines Bruders oder wessen auch immer, sondern muss mich allein um mich kümmern. Wer das nicht tut, bekommt das schnell nachteilig zu spüren. Wie ist Gesellschaft überhaupt noch möglich, wenn ein solches ich-taktisches Bewusstsein sich immer mehr durchsetzt.

Theologische Denkmodelle

● GREGORY BAUM: Vor kurzem habe ich in Kanada an einem kleinen, von Jesuiten initiierten Forum von Experten und Expertinnen aus den verschiedensten gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Bereichen teilgenommen. Trotz unterschiedlicher Akzentuierungen in Detailfragen bestand unter den 25 Beteiligten Einigkeit darüber, dass die Welt in eine falsche Richtung läuft. Die Zivilisation sei im höchsten Maße gefährdet, in erster Linie durch den möglichen Zusammenbruch des ökonomischen Systems.

Ein Vergleich der gegenwärtigen Situation mit der wirtschaftlichen Depression im Jahre 1929 ist alles andere als übertrieben, insbeson-

»in apokalyptischen Imaginationen denken«

dere wenn man sich die wahnsinnige weltweite Spekulation mit Geld anschaut, hinter dem keine Sachwerte stecken und das deswegen von

heute auf morgen wie eine Seifenblase zerplatzen kann.

Darüber hinaus nimmt die Wahrscheinlichkeit von ökologischen Katastrophen zu. Und nicht zuletzt geraten die politischen Systeme erheblich ins Wanken, wenn aufgrund der ungelösten Frage weltweiter sozialer Gerechtigkeit sich der Terrorismus global vervielfältigen wird.

Theologisch gesprochen: In apokalyptischen Imaginationen zu denken, hat durchaus eine berechnete Grundlage. Die Möglichkeit einer endgültigen Zerstörung ist nicht länger auszuschließen, sondern muss nüchtern ins Auge gefasst werden.

NORBERT METTE: Du greifst damit auf ein theologisches Deutungsmodell zurück. Normalerweise wird die Kompetenz der Sozialwissen-

»Hat die Theologie überhaupt etwas beizutragen?«

schaften u.ä. angefragt, Situationen zu analysieren und Lösungsvorschläge zu entwickeln. Die Theologie habe – so eine verbreitete Auffassung – dazu nichts beizusteuern. Deshalb die Frage: Hat die Theologie überhaupt etwas zum Umgang mit den gegenwärtigen bedrohlichen Herausforderungen beizutragen? Und wenn ja, worin besteht dieser Beitrag bzw. könnte und sollte er bestehen?

GREGORY BAUM: Ich denke hier zunächst an den Begriff »soziale Sünde« oder »sündhafte Strukturen«; von der Befreiungstheologie geprägt, kommt er seit einiger Zeit auch in lehramtlichen Texten vor. Das Drama, in dem wir stehen, ist – so soll mit diesem Begriff gesagt werden – nicht nur eine politische und wirtschaftliche, sondern auch eine theologische und spirituelle Krise; geht doch mit der Sucht nach immer weiterem Wachstum und größerem Reichtum

eine tief reichende Entfremdung der Menschen untereinander – bis hin zum totalen Ausschluss großer Teile der Menschheit von Entwicklung und Reichtum – und einer Entfremdung vieler von der Sucht erfasster Menschen von Gott einher.

Darüber hinaus hält der Begriff »soziale Sünde« daran fest, dass hinter Strukturen doch immer auch eine personale Komponente steht, die sie beeinflusst, sei es, dass Böses getan, sei es, dass Gutes unterlassen wird. Es gibt diesen Kreislauf: Menschen beeinflussen das System; das System umgekehrt prägt sie. Damit ist unweigerlich ein Schuldzusammenhang gegeben, dem niemand entkommt.

NORBERT METTE: Also genau das, was traditionell »Ersünde« genannt worden ist.

GREGORY BAUM: Ja, genau. Ich meine, dass man heute theologisch ganz stark diese Ambiguität, diese Zweideutigkeit der menschlichen Existenz erkennen und betonen muss. Früher meinten wir, theologisch exakt zwischen Gutem und Bösem unterscheiden und angeben zu können, worin das Ideal der Heiligkeit näherhin besteht. Heute spüren wir, dass selbst die Ideale der Heiligkeit fragwürdig sind; denn selbst wenn ich etwa selbstlos sein sollte, so sind wir doch in

»Einsicht in die Zwiespältigkeit menschlichen Handelns«

Strukturen gefangen, die dem, wie ich sein möchte, genau zuwiderlaufen und an denen ich doch teilhabe – eine merkwürdige Zweideutigkeit.

NORBERT METTE: Das kann allerdings das Gefühl der Ohnmacht vergrößern. Man muss sich eingestehen: Egal, was ich mache, ich betreibe immer auch Gegenteiliges, kann mich zumindest dem nicht entziehen. Was soll, was kann ich, was können wir dann überhaupt noch tun?

GREGORY BAUM: Luther hat gesagt: »Pecca fortiter, sed crede fortius!« Das ist oft falsch gedeutet worden. Meines Erachtens hatte Luther eine klare Einsicht in die Zwiespältigkeit menschlichen Handelns, etwa dass es immer auch selbstbezogen, wenn nicht selbstsüchtig ist und bleibt. Aber soll man dann – so Luthers Frage – überhaupt nicht handeln? Nein, antwortet er, der Glaube, die Zuversicht mögen stärker sein.

NORBERT METTE: Deine Erwähnung Luthers lässt mich an Augustinus denken, von dem Du theologisch sehr geprägt bist. Kann etwa die Lektüre des »Gottesstaates« beim Versuch einer geschichtstheologischen Deutung der Gegenwart behilflich sein?

GREGORY BAUM: Augustinus unterscheidet bekanntlich zwischen den beiden Gemeinwesen: Auf der einen Seite gibt es das weltliche Ge-

»Elemente eines göttlichen Gemeinwesens«

meinwesen, das durch Macht und Geld bestimmt wird, auf der anderen Seite das Gemeinwesen Gottes, das auf der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menschen gründet und sich auszeichnet durch Gemeinsamkeit, Kooperation und Solidarität.

Pointiert gesagt: Stolz gibt dort den Ton an, Demut hier. Aufgrund der genannten Prinzipien, auf denen das weltliche Gemeinwesen gründet, hielt Augustinus dieses nicht für grundlegend veränderbar; allenfalls lasse es sich in dem einen oder anderen Punkt verbessern.

Früher konnte und wollte ich diesen Pessimismus von Augustinus angesichts des zerfallenden römischen Reiches nicht nachvollziehen. Inzwischen sehe ich es anders. Ich bin der festen Meinung, dass auch die heutige Gesellschaft in ihrer vorherrschend gewordenen Ausprägung aufgrund der Prinzipien, auf denen sie aufruh-

nicht grundlegend veränderbar ist. Am ehesten erblicke ich in den sich davon absetzenden Alternativbewegungen – etwa solchen, die nicht ausbeuterisch zu wirtschaften versuchen – Elemente eines göttlichen, d.h. nicht stolzen, sondern demütigen Gemeinwesens hervorscheinen.

Hier kommen nämlich andere Prinzipien zum Tragen, z.B. statt Wettbewerb Kooperation, statt Ausbeutung Pflege der Ressourcen. Aber die Reichweite dieser Bewegungen ist begrenzt: Sie können die Gesellschaft ein Stück weit verbessern, aber nicht von Grund auf umkrepeln. Das weltliche Gemeinwesen bleibt ein corpus mixtum oder – um es englisch zu formulieren – a bad society in which good things can happen.

Strategie der kleinen Schritte

● NORBERT METTE: Das ist allerdings eine völlig andere Perspektive im Vergleich zu der, wie sie in den 60er- und 70er-Jahren vorherrschte. Mir geht es ähnlich: Aufgrund der faktischen Entwicklung in den letzten zwei Jahrzehnten halte ich ein weiteres Setzen auf eine radikale Veränderung für eine Illusion und bevorzuge ich die Strategie der kleinen Schritte. Es kommt darauf an, statt nunmehr völlig zu resignieren, dort

»So bekommt das noch so unscheinbare Tun eine universale Bedeutung.«

sich zu engagieren, wo man wirklich etwas zum Besseren hin bewirken kann – im Vertrauen darauf, dass andere ähnlich handeln und so die eigene Aktion eine größere, hoffnungsvollere Perspektive gewinnt.

GREGORY BAUM: Ich möchte dem theologisch hinzufügen: Solche liebenden Werke in einer

durch und durch selbstsüchtigen Gesellschaft können als Sakrament interpretiert werden; symbolisieren sie doch, was überall geschehen sollte. Im Großen gesehen ändert sich so gut wie nichts, wenn man etwa Kranken beisteht oder Hungernden eine Speise reicht; aber ich betrachte dieses Tun heute als viel bedeutungsvoller, als ich es früher getan habe. Bereits in jeder konkreten Einzelfallhilfe erblicke ich ein Sakrament für das, was man machen möchte, aber nicht bewerkstelligen kann, nämlich alles zu verändern.

NORBERT METTE: Diese Sichtweise finde ich faszinierend. Hält sie doch dazu an, ein Tun aus Liebe und Solidarität heraus als etwas zu sehen, in dem eine umfassendere Liebe und Solidarität durchscheint, die wir Menschen nicht herstellen können, von der wir aber etwas darstellen dürfen: die Gegenwart Gottes und seiner Gnade in der Welt. So bekommt das noch so unscheinbare Tun eine universale Bedeutung.

Trotzdem bleibt da eine Rückfrage, wie sie sich von der Religionskritik her aufdrängt: Ist das nicht letztlich Kompensation, Vertröstung?

GREGORY BAUM: Ich sehe auch das wieder heute anders als früher: Auch wenn es dem oder der Sich-Einsetzenden nicht unbedingt bewusst ist, so wohnt jedem aus Liebe erfolgenden Tun,

»Das ist bereits eine Kulturkritik.«

also auch dem einfachsten caritativen Wirken, eine Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen inne, die u.a. den erwähnten Rückgang an Solidarität bedingen. Das Heilen von Rissen, das Sich-dem-anderen-Zuwenden, die Solidarität im Kleinen – all das ist bereits eine Kulturkritik. Es ist also etwas, das weit über das konkrete Tun hinausgeht.

NORBERT METTE: Aber Letzteres muss natürlich auch klar artikuliert werden. Ich meine, dass

hier eine besondere Aufgabe der Theologie, aber auch der Kirchenleitung liegt, diese Zusammenhänge zwischen dem konkreten Engagement und seinen gesellschaftskritischen Implikationen zu analysieren und aufzuzeigen und von daher etwa den Rückgang an Solidarität prophetisch anzuklagen. Umgekehrt gewinnt diese Anklage an Glaubwürdigkeit und sie provoziert auch stärker, wenn sie auf eine konkrete alternative Praxis verweisen kann.

GREGORY BAUM: Dabei darf es allerdings nicht dazu kommen, dass die Theologie solche Praxis als Demonstrationsobjekt instrumentalisiert. Sondern sie muss diese ihrerseits als Ort

»Theologie hat etwas zu lernen.«

begreifen, an dem sie als Theologie etwas zu lernen hat, was sie nicht schon von sich aus weiß. Deswegen muss sie auch den Kontakt mit ihnen suchen, um wenigstens ein Stück weit allererst zu erleben und zu verstehen, was es heißt und was dabei vorgeht, wenn Menschen sich gegenseitig unterstützen, sich Würde und Mut zusprechen, für andere offen sind etc. und wie das möglicherweise Kreise zieht.

Denn das ist ja höchst interessant: Eine Gruppe, in der im Umgang miteinander die heilende Kraft von Beziehungen erfahren wird, zieht Kreise und findet sich schnell in einem Netzwerk von ähnlichen Gruppen vor. Und zu wissen, dass Ähnliches auch anderswo passiert, kann zuversichtlich stimmen, dass es sich dabei nicht bloß um vorübergehende Einzelereignisse handelt, sondern dass etwas Bedeutungsvolles geschieht, indem etwa schlicht und einfach durch eine alternative Praxis im Kleinen der alles Lebensweltliche vernichtenden Durchökonomisierung aller gesellschaftlichen Bereiche eine Grenze gesetzt wird.

Orte alternativer Praxis

● NORBERT METTE: Wenn man sich allerdings daraufhin die Situation in den landläufigen Kirchengemeinden anschaut, muss man nüchtern feststellen, dass sie nur selten Orte einer solchen alternativen Praxis sind. Von daher kann es nicht verwundern, dass Menschen, die nach einer anderen Erfüllung ihres Lebens suchen, als sie ihnen etwa von Werbung und Konsum angepriesen wird, dies nur selten in diesen Gemeinden und den Großkirchen tun. Viel attraktiver sind für sie weniger institutionalisierte, aber beziehungsreich miteinander lebende Gruppierungen

»aus erfahrener Solidarität heraus Nächstenliebe lernen«

und Bewegungen, in die sie offen und freundschaftlich aufgenommen werden. Auch religiös können sie hier eher eine neue Heimat finden.

GREGORY BAUM: Von dieser Perspektive her fällt auch ein neues Licht auf die von den Großkirchen nicht selten verfemte Pfingstkirchliche Bewegung. Natürlich kommen auch dort problematische Dinge vor, so etwa wenn die Erlösung einseitig individualistisch und jenseitig gedacht wird. Aber in der Regel sind die Gemeinden sehr sozial orientiert. Menschen, die zu ihnen kommen, erfahren sich als aufgenommen und anerkannt. Dies ermöglicht es ihnen, selbst anders zu werden, indem sie etwa verträglicher als bis dahin mit sich selbst und anderen umgehen. Aus erfahrener Solidarität heraus lernen sie Nächstenliebe und Solidarität.

NORBERT METTE: Aber sind es nur solche kleinen und alternativen Gruppen und Bewegungen, die ein wenig die Präsenz von Gnade in einer gnadenlosen Welt durchscheinen lassen? Müssen nicht auch die Verantwortlichen in Wirtschaft und Politik klar sehen, dass, wenn es in der

Welt so weitergeht wie in jüngster Zeit, die Entwicklung unaufhaltsam auf eine Katastrophe zuläuft?

GREGORY BAUM: Es gibt Ansätze einer Revision auch in diesen Kreisen. Aber sie sind höchst ambivalent. So sucht etwa die Weltbank erstaunlicherweise seit einiger Zeit den Kontakt mit den Religionen. Die Verantwortlichen spüren nämlich, dass eine Gesellschaft, in der die solidarischen Bande zerreißen, nicht mehr lange Bestand haben wird. Sie befürchten, dass ein ungezügelter Kapitalismus genau das betreibt und darauf hinausläuft.

Deswegen halten sie es für wichtig, dass andere Kräfte als nur die wirtschaftlichen Interessen verantwortlich zur Gestaltung der sozialen Ordnung beitragen. Zu den dafür geeigneten Kräften zählen sie die Religionen. Das Problem ist nur, dass die Weltbank vielleicht verständlicherweise bei all dem die Ökonomie unangestastet lassen möchte. Der Religion bleibt dann nur die höchst problematische Rolle, dem Sisyphos vergleichbar, immer wieder neu zu reparieren, was die Ökonomie je neu kaputt gemacht hat.

Das Ganze bleibt in einer ökonomistischen Betrachtungsweise befangen, in der nur von Interesse ist, was der Wirtschaft nutzt, und in der

»sich nicht für entgegengesetzte Absichten vereinnahmen lassen«

auch Menschen nach dem Nutzen-Kosten-Kalkül berechnet werden. Das entspricht nicht der theologischen Auffassung vom Menschen. Deswegen muss die Theologie und müssen die Kirchen auf der Hut sein, dass sie sich nicht für entgegengesetzte Absichten vereinnahmen lassen.

NORBERT METTE: Wenn eine wirkliche Alternative nur darin besteht, dass dem vorherr-

schenden, vom Interesse der Machterweiterung bestimmten Denken und Tun ein anderes, nämlich auf gegenseitige Anerkennung hin ausgerichtetes Denken und Tun entgegengesetzt wird, stellt sich die Frage, von welchen Ressourcen dieses zehren kann. Was kann so viel Motivation und Kraft geben, dass man trotz aller Aussicht auf Scheitern und Misserfolge etwas tut und nicht die Hände in den Schoß legt? Da braucht man doch eine gehörige Portion Geduld und Frustrationstoleranz.

GREGORY BAUM: Das ist in der Tat so. Und es lässt sich auch beobachten: Gruppen und Bewegungen, die sich nur am Kriterium des Erfolgs orientieren, resignieren schnell, wenn sie wiederholt die Erfahrung des Scheiterns machen. Anders ist es bei solchen Gruppen und Bewegungen, die sich einer Sache zutiefst verpflichtet wissen; für sie besteht das Kriterium darin, ob sie sich treu geblieben sind oder nicht. Nicht zufällig wohl handelt es sich hierbei um Initiativen, deren Motivation aus religiösen Quellen gespeist ist und die sich von einer großen Hoffnung getragen wissen.

Auch wenn das dem gerade Gesagten zu widersprechen scheint, möchte ich hinzufügen und betonen, dass Traurigkeit und Trauer wichtige Bestandteile der christlichen Spiritualität sind. Es ist doch wirklich traurig und Anlass zu Trauer, dass wir in einer Welt leben, in der Millionen von Menschen Hunger haben. Es ist uns als Christen und Christinnen unmöglich, sich mit

*»In dieser Welt bleiben wir
unweigerlich Fremde.«*

einer Welt zu versöhnen, in der so etwas passiert. In dieser Welt bleiben wir unweigerlich Fremde. Trauer stellt sich dadurch ein, dass man sieht, dass das der Fall ist, dass man also nicht wegläuft, sondern sich der Tatsache stellt. Trau-

er ist darum etwas anderes als Depression. Bei Depressionen weiß man nicht, woher sie rühren; und sie rauben die ganze Energie. Bei der Trauer weiß man, warum man traurig ist; doch die Energie wird davon nicht aufgezehrt. Gut ist es dann, wenn man mit anderen zusammen trauern kann und sich so gegenseitig aufrichtet.

Rolle der Kirche

● NORBERT METTE: Aus dem bisher Gesagten ergibt sich also als Perspektive: Einklagen einer versöhnlicheren Welt in einer unversöhnlichen Welt! Die Menschen, die gegenwärtig achtlos vergessen werden, nicht dem Vergessen preisgeben! Nicht aufgeben im Projekt der universalen Solidarität!

Abschließend noch ein Blick auf die Kirche; auch sie ist, wie bereits vermerkt, in dem allgemeinen Umbruch begriffen und steckt ihrerseits

*»In jeder Pfarrei
zehn Männer und Frauen«*

im Umbruch. Ist sie auf der Höhe der Zeit? Welche vorrangigen Aufgaben stellen sich ihr auf Zukunft hin?

GREGORY BAUM: Es gibt viele Erklärungen sowohl vom Papst als auch von Bischöfen besonders zu den sozialen Herausforderungen, denen ich bescheinigen möchte, dass sie sich argumentativ auf der Höhe der Zeit bewegen. Aber es wird zu wenig oder gar nichts getan, um diese Texte an die kirchliche Basis weiterzuleiten – ganz anders, wenn es etwa um Abtreibung oder Homosexualität geht. Von daher hat man den Eindruck, dass die Soziallehre doch nicht für so wichtig genommen wird wie die Individualmoral oder andere Bereiche des kirchlichen Lebens, die Liturgie beispielsweise.

Wenn es in jeder Pfarrei zehn Männer und Frauen gäbe, die sich ernsthaft mit den sozialen Fragen der Gegenwart befassen und dazu die kirchlichen Stellungnahmen zu ihrer Orientierungshilfe nehmen, dann hätte man in einer großen Stadt sofort hundert, fast tausend Katholiken und Katholikinnen, die für die Frage der Gerechtigkeit aufgeschlossen sind und sich zu gemeinsamen Aktionen vor Ort zusammenschließen können. Diözesanweit und landesweit würde sich diese Zahl vervielfachen. Es käme eine Bewegung in Gänge.

NORBERT METTE: Eine tolle Vision! Man muss sich in der Tat fragen, warum die Verantwortlichen in der Kirche so wenig tun, um eine solche Praxis anzustiften. Sicher, erzwingen

lässt sie sich nicht; aber man kann viel tun, um so etwas in Gang zu setzen – etwa indem bei einer bischöflichen Visitation nach dem sozialen Engagement der besuchten Pfarrei gefragt würde. Hat man möglicherweise Angst, in diesem

»Angst, Profil zu zeigen?«

Bereich stärker Profil zu zeigen? Vielleicht auch Angst, dass dann auch in den eigenen Reihen so Manches gerechter gestaltet werden müsste, etwa im Umgang mit den Frauen und mit Blick auf die Ernstnahme und Umsetzung der Option für die Armen? Was heißt das für die Kirche, wenn Gutes, das getan werden könnte, unterlassen bleibt?

Und gerade in den letzten Zeiten hat ein müde gewordener Mensch in der Kirche auch nur den müde gewordenen Menschen gefunden. Der dann noch die Unehrlichkeit beging, seine Müdigkeit hinter frommen Worten und Gebärden zu tarren ... Es wird kein Mensch an die Botschaft von Heil und Heiland glauben, solange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienste des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonstwie kranken Menschen. ... »Geht

hinaus«, hat der Meister gesagt, und nicht: »Setzt euch hin und wartet, ob einer kommt.« Damit meine ich die Sorge auch um den menschentümlichen Raum und die menschenwürdige Ordnung. ... Dies alles wird aber nur verstanden und gewollt werden, wenn aus der Kirche wieder erfüllte Menschen kommen. ... Ob die Kirchen den erfüllten, schöpferischen Menschen noch einmal aus sich entlassen, das ist ihr Schicksal.

Alfred Delp, Im Angesicht des Todes, 101-104